



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Deutsch-böhmische Briefe : 11. Die Königinhofer Handschrift.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

hinderte sie daran. Aber den Versuch hat sie gemacht. Im Sommer 1817 schreibt sie an Jean Paul, sie habe, durch die ökonomischen Verhältnisse gezwungen, ein kleines dialogisirtes Werkchen von zehn Bogen unter dem Titel: „Johannes, ein Traum, erweckt durch eine dämonische Sage,“ drucken lassen und in eignen Verlag genommen. „Der Gegenstand — fügt sie hinzu — betrifft eine Sache, die in diesen Jahren viel Sammer erregt hat, nämlich den Bucher. . . Meinen Namen habe ich nicht beiducken lassen, möchte ihn auch nicht bekannt haben.“ Die ganze Angelegenheit war ein totgeborenes Unternehmen. Nach ihrem Tode ließ ihre Tochter zwei Bändchen Erinnerungen drucken, welche ihr die Mutter diktiert hatte. Das erste Bändchen enthält die Memoiren, welche bis 1791 reichen, also hauptsächlich ihre Beziehungen zu Schiller in einer aphoristischen, idealisirenden, hie und da aber mit feinen Bemerkungen und zarten Schilderungen durchwebten Schreibweise darlegen; das zweite Bändchen enthält einen Roman „Cornelia,“ der in der mystischen, dem Klosterleben zugewandten Anschauungsweise ihrer Jugend wurzelt und in einem wirren Durcheinander von Episoden und Bekenntnissen manches Selbsterlebte enthält. Hier wie in ihrem Leben trifft das Urteil Herders zu, der als den Kern ihres Wesens eine gewaltige Einbildungskraft annimmt und sagt, diese habe ihr zwar eine ungewöhnliche Elastizität des Gemütes verliehen, sie aber gehindert, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist, und sie ihr immer nur in schwankenden Bildern gezeigt.



## Deutsch-böhmische Briefe.

### 11. Die Königshofer Handschrift.



Die Deutschen hatten in ihrem Nibelungenliede, in der Gudrun und in den Dichtungen der Minnesänger wertvolle Denkmale ihrer literarischen Vergangenheit. Die Tschechen, welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sich auf die ihrige zu besinnen anfangen, wobei sie von Deutschland her angeregt und ermuntert wurden, mußten auch etwas der Art haben, und siehe da, es währte nicht lange, so bekamen sie es.

Am 16. September 1817 entdeckte Wenzel Hanka im Gewölbe des Kirchturms zu Königshof eine Anzahl von Gedichten in altböhmischer Sprache. Nach

der einen Lesart fielen sie von einem Schranke, nach der andern fand er sie unter uralten Pfeilspitzen. Es waren zwölf ganze und zwei der Länge nach durchgeschnittene Blätter, die mit sehr kleiner Schrift bedeckt waren und, wie nähere Besichtigung zeigte, vierzehn Gedichte und Bruchstücke von solchen enthielten. 1819 ging ihr Text in Begleitung einer neutschechischen und einer deutschen Übersetzung gedruckt in die Welt, die den Schatz mit freudigem Erstaunen aufnahm, welches u. a. auch von Goethe und Grimm geteilt wurde. 1845 folgte eine besondere deutsche Übersetzung, besorgt vom Grafen Thun, 1852 eine Polyglotte der Handschrift, die sie fast allen Völkern Europas zugänglich machte, 1873 erschien eine illustrierte Ausgabe des Fundes, der, wie inzwischen die Gebrüder Siretschek nachgewiesen hatten, aus dem dreizehnten Jahrhundert stammte und teils aus epischen, teils aus lyrischen Dichtungen bestand. Von jenen bezog sich die erste auf die von der Hajek'schen Chronik berichtete Vertreibung der Polen aus Prag, die 1004 stattgefunden hatte, die zweite behandelte die Niederlage einer sächsischen Kriegerschaar, die dritte schilderte den Sieg, den 1241 die von Jaroslaw geführten Tschechen bei Olmütz über die Mongolen erfochten hatten oder erfochten haben sollten, das vierte Gedicht betraf die Besiegung Blaslaw's, den der Chronist Kosmas erwähnt, das fünfte beschrieb ein Turnier mittelalterlicher Tschechenritter, das sechste endlich erzählte den siegreichen Kampf der heidnischen Häuptlinge Jaboj und Slavoj mit einem christlichen Heere unter einem gewissen Luděk, der 805 stattgefunden haben sollte.

Die Aechtheit der Handschrift Hankas wurde, nachdem letztere durch Schafarik's Einleitung und Palacky's Anmerkungen zu der Thun'schen Ausgabe zu einem Nationalschatze ersten Ranges erhoben worden war, ein Gegenstand eifervollen Streites. Schon Kopitar bezweifelte sie, während Grimm und Perz sie anerkannten. Später, 1858, erhoben Sembera, dann Büdinger und Wattenbach, jener 1859, dieser 1863, vom historischen, endlich Feisalík (1860) von paläographischem Standpunkte schwere Bedenken gegen sie, wogegen Nebesky und die Siretscheks mit Verteidigungsschriften für sie zu Felde zogen. Der Streit schlummerte dann einige Zeit. Die deutschen Gelehrten hielten ihn für entschieden und zwar gegen Hankas' Nachwerk, die tschechischen ließen ihn aus „patriotischen“ Gründen ruhen, auch wo sie den Deutschen im Stillen beipflichteten, zumal da sie fürchten mußten, durch Zweifel an dem Werte des gefeierten „alttschechischen Literaturdenkmals,“ sich unter ihrer Nation bittere Feindschaft auf den Hals zu ziehen. Da hatten im vorigen Jahre zwei jüngere tschechische Professoren den Mut, sich über diese Bedenken ihrer Kollegen hinwegzusetzen und der Wahrheit die Ehre zu geben. Im Februarhefte der vom Professor Masaryk redigirten Monatschrift „Athenäum“ veröffentlichte Professor Gebauer einen Artikel „Über die Notwendigkeit weiterer Prüfungen der Königinhofer und der Grüneberger Handschrift,“ in welchem beide gründlich zerfasert und damit für alle Vorurteilsfreien endgiltig abgethan wurden. Hier soll uns nur das, was

über die erstgenannte zu sagen war, einigermaßen ausführlich beschäftigen. Von dem andern Schwindelprodukte genüge, zu sagen, daß es im Jahre 1817 von Franz Kovar im Archive des Schlosses Grüneberg „entdeckt“ worden sein und aus dem neunten Jahrhundert stammen soll, daß es zwei Bruchstücke epischer Gedichte: „Die Landtage“ und „Libussas Gericht“ enthält, und daß es gleich der Hanka'schen Fälschung sich noch heute der Ehre erfreut, im böhmischen Nationalmuseum als kostbare Reliquie aufbewahrt zu werden, obgleich schon nach Kopitars und Büdingers Untersuchungen kein Verständiger mehr daran zweifeln konnte, daß es ein Fabrikat unsers Jahrhunderts ist.

Die paläographische Prüfung der Königinhofer Handschrift zeigt vierundsiebzig Rasuren auf zwölf kleinen Blättern, während mittelalterliche Schreiber Irrtümer weniger mit dem Radirmesser als durch Unterpunktiren berichtigen. Ferner wird in allen alten Handschriften in der Weise korrigirt, daß ungebräuchlich gewordene Wortformen vom Abschreiber durch neuere, verständlichere ersetzt werden. Bei Hanka's Fund verhält sich's umgekehrt, und man fragt sich: Konnte ein Schreiber des dreizehnten Jahrhunderts beim Radiren und Verbessern seiner ersten Niederschrift auf den Gedanken geraten, verständliche Worte durch unverständliche, veraltete zu ersetzen, zumal da die Gedichte keine Reime haben, die auf ältere Formen erhaltend wirken konnten? Zeigt es nicht deutlich den modernen Fälscher, wenn er eine neutschechische Form hinschreibt und dann die philologisch erschlossene alte dafür anbringt? Hanka hatte die Handschrift mehrere Jahre in seiner Verwahrung, und je mehr er seine grammatische Kenntnis erweiterte, desto mehr Fehler fand er in seiner ersten Niederschrift zu berichtigen, und nur die „alte Tinte,“ d. h. die aus dem Jahre 1817, fehlte ihm, um die Fälschung vollkommen zu machen.

Im Jahre 1817 kannte man das Altschechische trotz der bahnbrechenden Arbeiten Dobrovskys nur sehr unvollkommen. Seine Schüler, zu denen Hanka gehörte, kamen ihm auch nicht entfernt nahe, und von einer Fälschung, die aus diesen Kreisen hervorging, wird man daher a priori eine Sprache erwarten können, welche den Ergebnissen der neuesten Forschung keineswegs entspricht. Das Urtheil der historischen Grammatik lautet denn auch für die Königinhofer Handschrift geradezu vernichtend. Ihre Sprache ist in ihrem syntaktischen Gefüge ganz modern, sie macht den Eindruck des Altertümlichen nur durch alte Wörter, von denen überdies viele russische, polnische und serbische Fremdwörter sind, und dieses Bild wird durch die häufigen Germanismen des Textes nicht verschönert. Gebauer war in der Lage, die Sprache des letzteren mit der einer gewaltigen Menge unzweifelhaft echter literarischer Denkmäler aus dem tschechischen Mittelalter zu vergleichen, und das Ergebnis seiner Vergleichung ist: in den ungefähr 5400 Wörtern der Königinhofer Handschrift, deren Sprache man bisher in weiten Kreisen als ein Altschechisch reinsten Wassers betrachtet hatte, finden sich über siebenhundert Verstöße gegen alle Regeln

der alttschechischen Grammatik. Unter andern sind die Formen des Komparativs meist unrichtig angewendet, für die nominale Form des Adjektivs zeigt sich große Vorliebe, und ebenso manierirt ist die Vorliebe für Adverbialformen auf o, endlich begegnet man auch Abweichungen von der Syntax. Zum Beispiel bedeutet die alttschechisch *propter*, neutschechisch *secundum*, und in Hankas Handschrift kommt es nur in letzterer Bedeutung vor, *usilno* entspricht alttschechisch dem lateinischen *molestus*, und *drukdy* dem lateinischen *interdum*, in der Handschrift aber hat jenes wie im Neutschechischen die Bedeutung von *fortiter*, dieses die von *olim*.

Man hat die Gedichte der Königinhofer Handschrift mit einem erratischen Blocke verglichen, der in der gesamten tschechischen Literatur ohne alle Verbindung daliege, und das Gleichnis trifft zu, wenn man sie nur mit den ächten Dichtungen des spätern tschechischen Mittelalters zusammenhält, sie unterscheiden sich von diesen in formaler wie in stofflicher Hinsicht wie Tag von Nacht, d. h. wie moderne Fabrikate von alten Schöpfungen. Es trifft aber nicht zu, wenn man es auch auf die tschechische Literatur der ersten fünfzehn Jahre unsers Jahrhunderts anwendet, von der sich Hankas Entdeckung weder nach ihrer Form noch nach ihrem Inhalte sehr wesentlich unterscheidet. 1806 übersetzte Jungmann Chateaubriands „Atala,“ 1811 Miltons „Verlorne Paradies,“ 1808 ließ Mejstly seinen „Slasatel“ erscheinen, 1814 gab Buchmaier eine Sammlung „Neuer Gedichte“ mit Beiträgen von Marek und andern heraus, und in allen diesen Werken fanden sich bereits sehr viele von den Worten und Satzbildungen, die man später und bis vor kurzem in der Königinhofer Handschrift als etwas ungewöhnliches, vollkommen neues anstaunte. Ja die Übereinstimmung dieser Poesien des neunzehnten Jahrhunderts mit jener ist so groß, daß sich fast das ganze Glossar der letzteren in seinen Worten, Konstruktionen und Figuren mit Stellen aus der ersteren belegen ließe. Wenn wir die Königinhofer Handschrift noch für ächt halten wollen, so muß dem alten Tschechen des dreizehnten Jahrhunderts prophetische Gabe verliehen gewesen sein. Der Grundgedanke des „Jaroslav“ stammt aus „Des Knaben Wunderhorn,“ die Szene am Hofstein in demselben epischen Fragmente erinnert an viele Stellen in Tassos Gerasusalem liberata, das russische Igorlied, ein Kunstprodukt des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, muß dem Dichter des dreizehnten auch schon vorgelegen haben, zwei Verse der Prophezeiung im „Jaroslav“ sind wörtlich der alttschechischen Übersetzung des Millionaire Marco Polos entnommen, deren älteste Handschrift erst im fünfzehnten Jahrhundert entstand. Unter den lyrischen Stücken der Handschrift finden „Die Rose,“ „Die Erdbeeren“ und „Bjhyon“ in einer Sammlung russischer Volkslieder, die zuerst 1790, dann 1806 und 1815 in neuen Auflagen erschien, nicht bloß Parallelen, sondern ihre Originale.

Man hat die Gedichte der Handschrift wegen ihres Naturgefühls, wegen der Empfindsamkeit und wegen der Ideen der Humanität, der Freiheit und der Grenzboten III. 1887.

Vaterlandsliebe, die sie atmen, bewundert, dabei aber den Schluß zu ziehen vergeffen, daß sie wegen dieser Gefühle und Ideen nicht im Mittelalter entstanden sein können, das davon nichts wußte. Man hat sie dann als volkstümlich gepriesen und, als sich das nicht mehr gut behaupten ließ, wenigstens gemeint, sie seien auf Grund uralter slawischer Volksdichtungen entstanden und für das Volk geschrieben worden. Volkstümlich oder nicht heißt aber hier ächt oder unächt, und so betrachten wir mit Massaryk zunächst einige der lyrischen Gedichte von diesem Gesichtspunkte aus. In dem russischen Vorbilde des „Bbyhon“ wird zuerst ein Tauber gefragt, warum er so traurig sei, und er antwortet, seine Taube sei ihm erschossen. Dann ergeht dieselbe Frage an einen Jüngling, und er erwiedert, sein Mädchen sei mit einem andern vermählt worden. Der tschechische Nachahmer aber läßt den Jüngling sich am Anblick des girrenden Taubenmännchens begeistern. „Wärest du bewaffnet sagt er, so würdest du mit dem Räuber kämpfen“; worauf er sich rüstet, die Burg erstürmt, alles darin umbringt und schließlich des Taubers Weibchen findet und befreit. Das sind weder volkstümliche noch geschickte Zusätze. Die Taube gilt nirgends als tapferer Vogel, und ein junger Held, der erst die ganze Besatzung einer Burg mordet und dann die Nacht hindurch mit seinem Mädchen das Lager teilt, girrt nicht empfindsam mit Tauben. In dem Volksliede, welches im „Sträußchen“ der Handschrift verballhornt ist, blüht zu Häupten eines Burschen ein Rosmarinstrauch. Er läßt ihn in ein Wasser fallen, damit ihn die auffische, die sein Schatz zu werden bestimmt ist. Müllers Ludmilla geht mit andern Mädchen zum Bache, um Wasser zu schöpfen, der Rosmarinstrauch schwimmt auf sie zu, und als sie sich darnach bückt, fällt und ertrinkt sie. Das Lied schließt mit ihrem Begräbniß. Ganz unvolkstümlich und unnatürlich dagegen der Nachahmer, bei dem das Mädchen erst, nachdem sie ins Wasser gefallen ist, mit der Blume sich unterhält; ein Volkslied von einem Strauße aus Veilchen und Rosen redet, die man nur im Treibhause heieinander sehen kann, und das Mädchen von jemand spricht, der den „Strauß“ in die Erde gepflanzt hat. Die slawische Volksdichtung liebt konkrete Schilderungen. „Die Erdbeeren“ der Handschrift und „Der Hirsch“ zeigen davon nicht das Geringste. Im letzteren Liede pflegt ein ungenannter Jüngling über ungenannte Berge und Thäler zu wandeln und „dort“ Feindeschaaren zu vernichten, die ebenfalls ungenannt bleiben. Zuletzt wird er von ihnen erschlagen. Der „parallele“ Hirsch aber bleibt am Leben und springt noch mit raschen Füßen durch den Wald, als auf dem Grabe des jungen Anonymus schon eine hohe Eiche steht. Die anonymen Jungfrauen, die ihn betrauern, klagen auch jetzt noch um ihn. Abgeschmackt zwar, aber nicht volkstümlich ist die Gradation im „Kukuk“: „Wie könnte Getreide reifen, wenn es immer Frühling wäre? Wie könnten Äpfel reifen, wenn es immer Sommer wäre? Wie könnten die Ähren im Schober frieren, wenn es immer Herbst wäre? Wie sollte das Mägdelein traurig sein, wenn es immer allein wäre?“ Bei den

epischen Stücken der Handschrift tritt der Mangel an konkreter Anschauung, die das Volkslied und namentlich das slawische charakterisirt, noch häufiger hervor. Es wimmelt hier geradezu von „rechts“ und „links“, von „dahin“ und „dorthin“, von „vorn“ und „hinten“ und andern unbestimmten Ausdrücken. Das angebliche Nationalepos „Zaboj“ ist ein so nebelhaftes Opus, daß man nicht einmal weiß, ob der darin geschilderte Kampf in Böhmen spielt. Der Eingang läßt auf eine Melodramenbühne dritter Güte schließen. Aus einem schwarzen Walde sieht man einen Felsen aufragen. Auf diesen stellt sich der Held und weint wie eine Taube. Dann begeistert er sich zu Thaten und eilt von einem zum andern, versammelt sie in tiefer Nacht in Waldeseinsamkeit und entzündet sie durch ein Lied zum Kampfe, wobei er sich (wohl aus Vorsicht, schwerlich aus Gründen der Akustik) auf die tiefste Stelle postirt. Dann abermalige mitternächtliche Versammlung, darauf tagelanger Marsch ohne irgendwelche Anfechtung, sodaß die bisherige Vorsicht des Helden unbegreiflich erscheint, endlich Zusammenstoß mit dem Gegner. Kaum ist dieser geschlagen, so erschallt das Kommando: „Bringet aus allen Thälern Roffe herbei, der ganze Wald sei Gewieher.“ Es geschieht, und nun wird verfolgt, wieder Tage lang und natürlich wieder ohne andre Bezeichnungen als „wilder Strom“, „blauer Berg“, „grauer Berg“ u. dergl. — eine Verfolgung, die sich mehr mit der Landschaft als mit dem flüchtigen Feinde beschäftigt, und von der es u. a. heißt: „Es flogen Eben, Berge und Wälder — rechts und links, alles fliegt zurück.“ Offenbar hat Hanka — Verzeihung, dem Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, dessen Epos jener unter verrosteten Pfeilspitzen fand — der bekannte Vers in Bürger's „Leonore“ vorgeföhwebt. Diese Ballade bringt uns noch auf eine Bemerkung: die Epen der Königinhofer Handschrift sind eigentlich Balladen. Man sehe sich den „Jaroslav“ an. Er holt weit aus und erzählt sehr kurz. Er berichtet, von den Schwaneneiern Ledas anfangend, den ganzen Mongolen- oder Tatareneinfall. Nach drei Proömien erzählt er von der Exkursion der tatarischen Prinzessin, von ihrer Ermordung, von einer großen Schlacht mit Wunderzeichen und Hexenkünsten, von der Unterwerfung Ungarns und Polens; er berichtet ferner von der Einschließung einer Kriegerschaar auf dem Hofstein, von den Kämpfen daselbst, er bringt ihre Gebete, die Wunder der Mutter Gottes und schließlich die Schlacht bei Dmütz, wo der Held des Gedichts auftritt — das alles aber wird uns in nicht ganz dreihundert zehnsilbigen Versen mitgeteilt, sodaß von irgendwelcher epischen Breite nicht die Rede sein kann. Dieselbe balladenhafte Kürze treffen wir in den übrigen erzählenden Gedichten der Handschrift. Man hat ihre „unerreichte Schönheit“ gepriesen, in Wahrheit darf man sie kaum poetisches Mittelgut nennen. Wie sie graphisch und sprachlich das dürstige Wissen der „tschechischen Renaissance“ wieder spiegeln, so zeigen sie auch das schwächliche dichterische Vermögen derselben. Die mächtige, reich entfaltete klassische Literatur der Deutschen und noch mehr deren Romantiker,

die zwar als Kritiker bedeutend, als Poeten aber meist recht impotent waren, bot den damaligen tschechischen Versifern die Muster und die literarischen Richtungen, die Sprache schöpften sie aus den wenigen, ihnen bekannten alttschechischen Gedichten, und die Ideen der Freiheit, Humanität und Nationalität, welche ihre mittelalterlichen Helden vertraten, hatte ihnen Frankreich geliefert. Die Gedichte der Königinhofer Handschrift sind Mache, größtenteils ungeschickte Mache, und nur die geringe Bildung und der verblendete Fanatismus jener Renaissance der Tschechen konnte darin etwas andres, Seitenstücke zu dem Nibelungenliede und zu den Minnesängern erblicken. Eher könnte man sie jetzt Seitenstücke zur Mormonenbibel nennen. Jener nationale Fanatismus aber will auch die letzte Aufdeckung des Hantaschen Humbugs nicht anerkannt wissen. Unverkennbar gepreßten Herzens sprach die Prager Tschechenpresse über das Auftreten Gebauers und Masaryks, und ein Blatt erklärte es gerade heraus für ungebührig, daß sie angesichts des Kampfes mit den Deutschen solche Erörterungen angestellt hätten. Die Königinhofer Handschrift sei dem tschechischen Volke so ans Herz gewachsen, daß es unrecht sei, sie mit dem Sezirmesser einer eiskalten linguistischen Chirurgie loszutrennen. Und anderswo wurde bemerkt: „Und wäre diese Banknote auch wirklich Fälschung — wir haben zu viel dafür gekauft, um das eingestehen zu können: unsre Wiedergeburt, unsre poetische Literatur.“ Hörten wir recht? Wiedergeburt eines Volkes auf Grund einer Fälschung? Poetische Literatur, erwachsen aus Schwindel? Se nun, sie sagen's selber, und da muß es wohl richtig sein. Wir gratuliren dazu.

